

Debatte

Jäger des schlaun Wildes

von Caroline Arni

Ein paar Eiferer halten sie weiterhin für den Schlüssel zum Universum, doch die weniger besessenen Philosophen greifen nach einiger Zeit jene Probleme auf, die die Idee tatsächlich aufgeworfen hat. Sie versuchen sie anzuwenden und zu erweitern, wo sie anwendbar und der Erweiterung fähig ist, und lassen sie fallen, wo sie nicht anwendbar ist oder nicht erweitert werden kann.

Clifford Geertz, 1973¹

Es ist keine wissenschaftshistorische Ironie, dass der Anthropologe Clifford Geertz den Kulturbegriff zur selben Zeit als bereits normalisiertes Versprechen handelte, als dieser in der Geschichtswissenschaft gerade zu einem *Schlüssel zum Universum* avancierte (wo er freilich bald wiederum da ankommen sollte, wo Geertz ihn haben wollte: in der praktischen Arbeit, die Begriffe und Konzepte sich bewähren und scheitern lässt). Die Geschichte des Kulturbegriffs in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist eine Geschichte von Konjunkturen. Solche Konjunkturen aber sind nicht als Aufstieg und Verfall von Versprechen zu begreifen, sondern als etwas, das eine „*grande idée*“ (Suzanne Langer) zu dem macht, was sie ist: eine nicht stillzulegende Aufforderung zur Arbeit am Begriff, die in verschiedenen wissenschaftshistorischen Kontexten aktualisiert wird.

Der Kulturbegriff ist eine solche Idee – als solche liegt seine Stärke allerdings gerade darin, dass er sich selbst nicht genügt und deshalb kein *Universalschlüssel* sein kann. Als Clifford Geertz den Kulturbegriff für die Anthropologie präziserte, tat er es mit Verweis auf Max Weber und auf eine Bestimmung des Kulturbegriffs, die einen sozialtheoretischen Ort hat. Und das heisst: Er bezog sich auf eine Bestimmung des Kulturbegriffs, die „Kultur“ als eine Dimension der Emergenz sozialer und historischer Wirklichkeit versteht, die man theoretisch und methodologisch grundlegend setzen mag, die aber immer im Verhältnis mit anderen Dimensionen beziehungsweise analytischen Kategorien zu denken ist: Handlung und Praxis, Subjektivität, Erfahrung, Institutionalisierung, Struktur und so weiter und so fort.

So funktioniert eine gute analytische Kategorie: Sie dokumentiert nicht eine Differenz unter Dingen, sondern sie ist eine nie abschliessbare Differenzierung, die andere Kategorien ins Spiel nimmt, vielleicht sogar mit hervorbringt und sich so vor Verdinglichung schützt. Und sie ist umso tragfähiger, je mehr sie im Zusammenhang mit anderen Begriffen und Kategorien gedacht wird und damit Komplexität

¹ Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 31994 [1973], 7.

auch auf theoretischer Ebene zu generieren vermag – was auch bedeutet: je mehr sie nicht von leerlaufenden Partisanen ausgeweidet wird, die im Modus des *versus* um Alleinzuständigkeit für historische und soziale Wirklichkeit kämpfen und nach Fronten verlangen. Das aber setzt einen Wirklichkeitsbegriff voraus, der Kategorien nicht mit Dingen verwechselt und Wirklichkeitsreflexion nicht mit Wirklichkeitsverlust: die Einsicht, dass Verstehen in analytischen Kategorien von statten geht, die es erlauben, das Konkrete zu denken, aber dieses Konkrete nicht sind.

Mit einer solchen Arbeit am Begriff gilt es eine *grosse Idee* gegen das Versprechen eines *Universalschlüssels* zu verteidigen, das nicht nur im vom akademischen Generationenzyklus befeuerten Reigen von *turns*, sondern auch in der disziplinären Verfasstheit der Wissenschaften auf fruchtbaren Boden fällt. Disziplinen haben sich herausgebildet, indem sie sich durch exklusive Zuständigkeit für Gegenstände definierten: der Geschichte die Zeit, der Anthropologie die Kultur, der Psychologie das Subjekt, der Ökonomie die Wirtschaft, der Soziologie die Gesellschaft, der Geographie den Raum und so weiter. Freilich hat das – zum Glück – nie wirklich funktioniert.² Denn die Lage ist ja vertrackt: So sehr Disziplinen auf Identität, Eigenständigkeit und Differenz insistieren, so sehr sind sie zugleich für Erklärungen auf andere angewiesen und wissen das irgendwie auch. Das transzendiert nicht sachhaltige Grenzziehungen, nährt aber auch immer neu das Versprechen, dass woanders ein privilegierter Blick auf das Universum zu finden sei. Vielleicht deshalb werden Historiker (nicht nur sie) gelegentlich zu *fashion victims*, die dem letzten Schrei des *new kid on the block* verfallen, das gerade zum *cool cat* avanciert (die Gesellschaft! die Kultur! die Wirtschaft! der Diskurs! die Erfahrung! Medien! Akteure! das Globale! Trans-!). Doch gälte es, die nie mögliche disziplinäre Selbstgenügsamkeit weder als Defizit zu beklagen noch als Leerstelle zu behandeln, in die doch *ein* Schlüssel passen muss. Vielmehr ist sie die Bedingung der Möglichkeit einer Wissenschaft historischer Wirklichkeiten, die sich als ein Element in einer historisch kontingenten disziplinären Architektur versteht, nach Zusammenhängen fragt und diese hervorbringt.

Ist „Kultur“ im Jahr 2012 auch in der Geschichtswissenschaft ein normalisiertes Versprechen und damit auch einsichtig, dass sie nicht „alles“ sein kann, so scheint im Moment nicht so ganz klar, wie es um die Arbeit am Begriff und damit um das theoretische Schärfen des historischen Verstandes steht. Hin und wieder lässt sich ein sattes Gefühl der Erleichterung vernehmen, dass man doch die übermütigen bis fahrlässigen und jedenfalls mutwilligen und unverständigen Torheiten und Übertreibungen der vergangenen Jahrzehnte endlich habe hinter sich lassen können – insbesondere natürlich das kulturwissenschaftliche Verwirrspiel um die Interpretation der Interpretation und die poststrukturalistische Zumutung, dass man es mit Interpretieren zu tun hat, die verrückt genug sind, sich selbst nicht vollständig transparent

2 Für die Geschichtswissenschaft lässt sich dazu bei Kracauer nachlesen, dass eine historische Erklärung, die nur in Begriffen der Zeit operiert, einen Kategorienfehler begeht, indem sie die Chronologie material und das Formale inhaltlich werden lässt: *Siegfried Kracauer*, Schriften. Bd. 4: Geschichte – Vor den letzten Dingen, Frankfurt a.M. 1971, 133–144.

zu sein.³ Aber solche Selbstzufriedenheit hat vermutlich immer irgendwo Konjunktur und ist Symptom einer Form disziplinärer Selbstvergewisserung, die sich mit dem Unwillen zur Reflexion selbst vergibt. Braudel wusste über alle Disziplinen zu sagen: „Denn jede träumt eigentlich davon, im eigenen Haus zu bleiben oder dorthin zurückzukehren.“⁴ Allein im eigenen Haus allerdings – sei dieses eine Disziplin oder ein *turn* – neigt man dazu, die herumstehenden Gegenstände für die Welt, also Kategorien für Dinge zu halten. „Das Soziale“ aber, hat Braudel auch bemerkt, „ist dazu ein viel zu schlaues Wild.“⁵

3 Neu und ganz klar dazu: *Joan W. Scott*, *The Fantasy of Feminist History*, Durham – London 2011, 1–22.

4 Braudel beobachtete das mit Blick auf den sozialwissenschaftlichen Operationalismus, aber es gilt nicht nur für diesen: *Fernand Braudel*, *Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée*, in: *Claudia Honegger* (Hg.), *Schrift und Materie der Geschichte: Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, Frankfurt a.M. 1977, 47–85, 47.

5 *Braudel*, *Geschichte*, 63.

HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE

Kultur • Gesellschaft • Alltag

Thema:
20 Jahre Zeitschrift
Historische Anthropologie

20. Jahrgang 2012
Heft 2

Herausgegeben von
Rebekka Habermas, Jakob Tanner
und Beate Wagner-Hasel

Sonderdruck
im Buchhandel nicht erhältlich



BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN